

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Catherine Gaskin
Das Geheimnis des Herrenhauses

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erstes Kapitel

1

Als ich zwei Wochen nach unserer Begegnung mit Jonathan Roswell in Zürich mit Gerald Stanton beim Mittagessen saß, drehte sich das Gespräch nicht um meinen Vater, sondern um den Mann, zu dem wir unterwegs waren.

«Ein Jahr Gefängnis verändert jeden Menschen», sagte Gerald, «aber wenn das Urteil auf Totschlag von Frau und Sohn lautet, muß es eine besondere Hölle sein.»

Er zog gemächlich an seiner Zigarette. Der Gedanke, daß er noch eine lange Fahrt vor sich hatte, schien ihn nicht weiter zu beunruhigen. Ich vermied es, auf die Uhr zu sehen. Er hätte es bemerkt und wäre verärgert gewesen. Er hatte absichtlich dieses bekannte Restaurant weitab von der Autobahn gewählt. Die Martinis enthielten nur einen Tropfen Wermut und genug Eis, um seinen verwöhnten Gaumen zu befriedigen, und der Wein war gepflegt. Da ich fuhr, gestattete ich mir nur einen leichten Sherry. Der Morgen war, wie so oft in Auktionshäusern, enttäuschend und irgendwie deprimierend gewesen, und meine innere Spannung hatte noch nicht ganz nachgelassen. Es fiel mir schwer, mich auf unser nächstes Vorhaben zu konzentrieren.

«Robert ist, genau wie sein Vater und Großvater, ein typisch englischer Exzentriker. Die Grafen Askew lebten von jeher zurückgezogen, fast wie Autokraten in ihrem kleinen Königreich, auf Schloß Thirlbeck. Robert stritt sich mit seinem Vater, was in dieser Familie nichts Ungewöhnliches ist. Dann beging er den unverzeihlichen Fehler, auf der kommunistischen Seite im Spanischen Bürgerkrieg zu kämpfen, aber damit nicht genug, heiratete er eine spanische Aristokratin, eine Katholikin, deren Familie natürlich auf seiten Francos stand. Robert kehrte erst wieder zur Beerdigung seines Vaters nach Thirlbeck zurück – und auf dem Wege dorthin geschah das Unglück. Es war irgendwie bezeichnend für ihn, daß es gerade auf der Heimfahrt passierte. Er ging also erst auf die Beerdigung

gung seines Vaters und dann auf die seiner Frau und seines Sohnes. Danach wurde er des Totschlags angeklagt. Es hieß, er habe zuviel getrunken und die Kontrolle über den Wagen verloren. Er wurde zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, aber wegen guter Führung früher entlassen.»

«Und hat er sich anschließend, wie sein Vater und Großvater, von der Welt zurückgezogen?» fragte ich abwesend, in Gedanken mit der langen Fahrt beschäftigt, die vor uns lag.

Gerald drückte seine Zigarette aus und zündete sich eine andere an, was meine Ungeduld noch steigerte. Ich wußte, ich regte mich ganz unnütz auf, schließlich waren wir in einem Restaurant und nicht im Auktionshaus Hardy – dem Mittelpunkt unser beider Leben. Bei Hardy durfte in den öffentlichen Räumen nicht geraucht werden; ein Verbot, das mir schon mit achtzehn eingehämmert worden war und das sogar Gerald einhalten mußte. Dafür rauchte er sonst überall wie ein Schlot. Er war Ende Sechzig und trotz seiner lebenslänglichen Vorliebe für gutes Essen und Trinken in all diesen Jahren nur ein wenig behäbiger und im Gesicht ein bißchen voller geworden. Er hatte noch nicht mal den typischen Raucherhusten. Hätte man mich gefragt, wer mein bester Freund sei, hätte ich wahrscheinlich ihn genannt. Ich meine Freund – dafür war der Altersunterschied zu groß. Aber es war nett, einen Beschützer zu haben, der auch nie im entferntesten daran gedacht hatte, mein Liebhaber zu werden.

«Ganz im Gegenteil», antwortete Gerald auf meine Frage. «Er kam 1939 genau bei Kriegsausbruch aus dem Gefängnis und meldete sich sofort zum Militär – als gemeiner Soldat. Er war schon antiautoritär, bevor die anderen überhaupt das Wort gehört hatten. Offizier zu werden kam für ihn nicht in Frage. Wahrscheinlich hatte er vor, den Krieg so anonym wie möglich hinter sich zu bringen. Aber so jemand wie Robert bleibt nicht leicht anonym. Zuerst bekam er in Dünkirchen das Military Cross, das eigentlich nur an Offiziere verliehen wird, und dann in Afrika das Viktoriakreuz. Letzteres wurde ihm vom König persönlich überreicht, wohl eine der wenigen Gelegenheiten, bei der ein früherer Sträfling in den Buckingham-Palast eingeladen wurde.

Leute, die ihn kannten, behaupten, er wäre nicht zum Helden geboren, sondern nur aus Mangel an Phantasie zu einem geworden, abgesehen davon wäre ihm nach dem Gefängnis alles gleichgültig gewesen – so auch die Gefahr. Ich halte das für glatte Verleumdung. Ich erinnere mich noch an Robert in Eton. Er war ein furchtbar schüchterner Junge, nicht sehr gut in der Schule, aber ein ausgezeichneter Leichtathlet. Und du weißt, wer in Eton gut im Sport ist, hat eine Vorzugsstellung, ob er will oder nicht. Ich glaube, auf der Universität in Cambridge hat er sich nur ein Jahr gehalten, aber selbst in dieser kurzen Zeit hat er sich einige Trophäen geholt. Menschen ohne Phantasie bringen das nicht fertig. Zu sportlichen Siegen gehören Mut und Ausdauer. Nein, wenn Robert den Krieg als gemeiner Soldat beendet hat, dann war das kein Zufall. Er wollte einfach nicht befördert werden, was für seine Vorgesetzten recht peinlich war.

Nach Kriegsende gab er sich redlich Mühe, von der Bildfläche zu verschwinden, was ihm aber nicht gelang.»

«Wieso, was passierte?»

Gerald runzelte leicht die Stirn. «Ich weiß, daß er versucht hat, in Thirlbeck zu leben, aber ich glaube, länger als sechs Monate hat er es dort nicht ausgehalten. Dann ging er fort und ist, soweit ich weiß, nie wieder zurückgekehrt. Er reiste herum, so das übliche: auf die Karibischen Inseln, nach Italien, Griechenland. Er hat viele hübsche Orte entdeckt, verschwand aber jedesmal, wenn der Touristenschwarm auftauchte. Er gehörte zum Jet-set, bevor jemand wußte, daß es ihn gibt. Er war einer seiner Begründer. Und wenn ich ihn irgendwo einmal zufällig traf – und das war immer in einem *komfortablen* Hotel –, dann kam er gerade aus so exotischen Gegenden wie Yucatan oder den Falklandinseln, oder er hatte das Kap Hoorn in der falschen Richtung umsegelt. Einige Male überredete er Archäologen, ihn auf Ausgrabungen mitzunehmen, wo er natürlich die Drecksarbeit machte, während die anderen den Ruhm einheimsten.» Gerald konnte ein Schaudern bei der Idee an all die Unbequemlichkeiten kaum unterdrücken.

«Soweit ich weiß, hat er nie einen permanenten Wohnsitz gehabt, sondern immer nur Villen gemietet und auch nie wie-

der geheiratet – vielleicht war ihm das auch zu permanent. Aber er hatte gut und gern ein Dutzend Mätressen, einige reich, einige berühmt, einige beides zugleich. Und alle schön, wenigstens die, die ich getroffen habe. Er wirkte immer anziehend auf Frauen, unser Robert, ohne sich eigentlich besondere Mühe zu geben. Robert hat Lebensart, und das ist etwas völlig anderes als Charme.»

Der helle Aprilmorgen war in einen dunklen, regenschweren Nachmittag übergegangen.

«Komisch, daß ich nie von ihm gehört habe. Ich mag ja ein Blaustrumpf sein, aber den Klatsch in den Zeitungen lese ich trotzdem.»

Gerald zuckte die Achseln. «Vergiß nicht, er ist jetzt wahrscheinlich – nun – so um die Sechzig, und seit seinem vierzigsten Jahr nicht mehr in England gewesen; auch gehört er nicht zur goldenen Illustrierten-Jugend. Dazu kommt noch, daß er in den letzten Jahren notorisch ohne Geld ist. Die Zeiten, wo er Damen Schmuck kaufte und große Parties gab, sind lange vorbei. Vielleicht hat er sich wirklich von der Welt zurückgezogen, so wie du es dir vorstellst, aber dann nicht, weil er will, sondern weil er muß.»

«Es sei denn, er entschließt sich, ein paar Sachen zu verkaufen und von dem Erlös weiterhin ein elegantes Leben zu führen.»

Gerald kniff ein wenig die Lippen zusammen, dann winkte er den Kellner heran. «Meine liebe Joanna...», ich merkte schon am Klang seiner Stimme, daß ich ihn verärgert hatte. «Ich bin wirklich erstaunt über deinen Mangel an Takt. Niemand hat bislang das Wort Verkauf auch nur in den Mund genommen. Wir wissen zwar, daß Robert in einer finanziellen Klemme ist und in ein Haus zurückkehrt, das er höchstwahrscheinlich seit 1945 nicht mehr betreten hat, aber das ist auch alles.» Er machte eine ungeduldige Geste. «Weiß der Himmel, in was für einem Zustand sich das Haus jetzt befindet. Es stand fast dreißig Jahre leer. Es kann gut sein, daß unsere ganze Fahrt umsonst ist. Diese alten Kästen... na, man wird ja sehen...»

«Aber warum fährst du dann hin?»

Gerald, der im Aufstehen begriffen war, setzte sich wieder hin. «Warum? Weil er mich eingeladen hat. Jede Einladung hat einen bestimmten Grund. Er kam nach Eton in dem Jahr, als ich abging. Ich habe ihm damals einen kleinen Gefallen erwiesen – oh, nichts Besonderes, eine kleine freundschaftliche Geste, die jeder ältere Schüler mal macht, um einen Neuankömmling, der zum erstenmal mit unserem reichlich barbarischen Erziehungssystem in Berührung kommt, vorm Ärgsten zu bewahren. Ob er sich noch daran erinnert, weiß ich nicht, keiner von uns hat natürlich je davon gesprochen.»

Seine leichte Gereiztheit war verflogen. «In unserem Geschäft, liebe Jo, nehmen wir, wie du weißt, jede Einladung an – und halten unsere Augen offen, weil es immer eine schwache Chance gibt, daß unser Gastgeber irgendwann einmal seinen Constable oder sein Sèvres-Service verkaufen will, und dann soll ihm Hardy helfen, noch bevor er an Christie oder Sotheby denkt.

Diese Einladung ist allerdings nicht ganz wie die anderen. Vielleicht irre ich mich, aber als er mich vor zehn Tagen bat, ihn in seinem Klub zu treffen, hatte ich das Gefühl, einem sehr einsamen Mann gegenüberzustehen, der an einen Ort zurückgekehrt ist, den er haßt, und der nur noch sehr wenige Freunde in England hat. Er wirkte unsicher, so als brauche er Rat – vielleicht sogar Hilfe. Und das ist nach meiner Meinung der Grund, warum er mich eingeladen hat . . .» Endlich stand er auf und blickte zu mir herunter. «Und das ist auch der Grund, warum ich dich gebeten habe, mitzukommen.» Er lächelte mir verhalten freundlich zu. «Wir alle brauchen Freunde, liebe Jo.»

Ich blieb sitzen, während er seine Rechnung zahlte und wie immer ein etwas zu reichliches Trinkgeld gab; dann schlenderte er ohne Hast, wie es seine Art war, zur Herrentoilette. Seine Herzlichkeit hatte mir wohlgetan, aber ich schämte mich wegen meines Mangels an Zartgefühl.

Ich ging zum Parkplatz, leerte brav die Aschenbecher, putzte die Windschutzscheibe, wischte den Staub vom Instrumentenbrett, studierte noch mal die Landkarte – und schalt mich einen Narren. Würde ich mein Leben lang Aschenbecher leeren, nur weil man mir das beigebracht hatte? Aber bei Hardy hatte

man mir mehr als das beigebracht, unter anderem den Respekt vor Leuten wie Gerald, der so viel mehr wußte, als ich je die Chance haben würde zu wissen. Und deshalb war ich auch gerne bereit, Aschenbecher zu leeren, Koffer zu schleppen und Gerald's vornehmen Daimler zu fahren, weil er selbst nicht gern chauffierte.

Es war jedesmal ein Vergnügen, mit ihm zusammen zu sein und zu beobachten, wie er mit Kennerblick Bilder, Porzellane und Bücher begutachtete; so zum Beispiel heute morgen, als wir Draycote Manor besichtigten. Ich hatte wirklich Glück im Leben und wußte es. Nur eins war mir manchmal schrecklich – die Hoffnung, die so offenkundige Hoffnung der Besitzer, die nervös danebenstanden und vergeblich versuchten, gleichgültig zu erscheinen. Und dabei sah ich die Schäßigkeit der einst so eleganten Räume und das wuchernde Unkraut in den vernachlässigten Gärten, fühlte den eisigen Hauch der ungeheizten Häuser und wußte, obwohl Bilder nicht mein Gebiet sind, daß der berühmte Reynolds nur ein Schulbild war und daß unter dem gelb gewordenen Firnis im besten Fall eine Rubenskopie zum Vorschein kommen würde.

Mir hatte der Eigentümer von Draycote Manor gut gefallen. Er war ein freundlicher, trauriger Mann, dessen Frau vor einigen Jahren gestorben war und der nun ziellos durch sein Haus wanderte wie eine verlorene Seele und sich den Kopf zerbrach, wo er das Geld für die Reparaturen hernehmen sollte. Ich wäre froh gewesen, wenn wir seine Hoffnungen irgendwie hätten erfüllen können. Zwar waren einige seiner Sachen verkäuflich, aber sensationell waren sie nicht, und der Erlös würde nicht reichen, um den Verfall des Hauses aufzuhalten.

Schon beim Hereinkommen war mein Blick auf die zwei großen Deckelvasen in der Halle gefallen, die er in seinem Brief erwähnt hatte. Er glaubte, sie seien altchinesisch. Aber sie waren es nicht. Sie waren schlechte Kopien aus dem letzten Jahrhundert, in England hergestellt. Sein Großvater habe ihm erzählt, daß sie aus China kämen, sagte er ganz enttäuscht. Er tat mir entsetzlich leid. Auch ich hatte gehofft, daß sie altchinesisch wären. Porzellan war mein Spezialgebiet. Und ich war fast so enttäuscht wie er, was mich einen Moment lang ärger-

te. Andererseits, wenn mir alles gleichgültig wäre, hätte ich es nicht all diese Jahre bei Hardy ausgehalten, hätte nicht Gerald's Aschenbecher ausgeleert und nicht von ihm gelernt, wäre nicht vorwärtsgekommen und würde nicht davon träumen, eines Tages die große Expertin für Porzellan zu werden – *die* Expertin, auf deren Urteil alle hörten.

Während ich wartete, drehte ich am Rückspiegel, um mir mein Haar zu kämmen. Das Gesicht, das ich sah, schien einer Fremden zu gehören. Lag es daran, daß ich zu vielen Menschen zu oft gefallen wollte und meine eigene Persönlichkeit zurückgedrängt hatte? Es war ein hübsches Gesicht, das war mir oft genug gesagt worden. Es hatte gut in die elegante Empfangshalle vom Auktionshaus Hardy gepaßt, viele Männer hatten mich angelächelt – alte und junge. Gerald benutzte mich oft als Chauffeur, aber nicht nur, weil er ungern selbst fuhr, sondern auch, weil ihm mein Aussehen gefiel – trocken und kühl wie seine Martinis.

Als ich meine Lehrzeit an Hardys Empfang hinter mich gebracht hatte, sagte irgendein Witzbold: «Nun verstaubt Jo Roswell auf Nimmerwiedersehen in den Kellergewölben der Porzellanabteilung.» Siebenundzwanzig. Nicht alt, aber auch nicht mehr sehr jung. Ich kämpte mir energisch die Haare und zog die Lippen nach. Würde ich meine ganzen Gefühle und meine ganze Jugend an alte Porzellane verschwenden? Dann sah ich Gerald, der gemächlich über den Parkplatz schritt. Ich sprang wie eine pflichteifrige Pfadfinderin aus dem Wagen und riß die Tür auf. Ich tat es ganz automatisch. Verdammt! Hatte ich denn nichts anderes als meinen Beruf im Kopf?

Ja, ich gehörte dem Auktionshaus Hardy mit Leib und Seele, ob es mir nun gefiel oder nicht. Zum Beispiel wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, nein zu sagen, als Gerald mir beiläufig vorschlug, ihn nach Thirlbeck zu begleiten, um das Haus von Robert Birkett, dem achtzehnten Earl of Askew, zu besichtigen. «Vielleicht finden wir dort Schätze – vielleicht auch bloß einen Haufen wertloses Gerümpel.»

Gerald hatte mir gesagt, ich sollte in Penrith von der Autobahn hinunterfahren. Ich hatte befürchtet, daß die Straßen nach dem Seengebiet an einem Freitagnachmittag furchtbar voll sein würden, aber es war Frühling und noch ziemlich kalt, und abgesehen von einigen Lastwagen, die nach Schottland fuhren, war kaum Verkehr. Ein schräger Regen verdunkelte den Horizont, und jedesmal, wenn ich einen Lastwagen überholte, spritzte er Schmutz an meine Windschutzscheibe. Die Scheibenwischer quietschten monoton. Gerald war, wie ich erwartet hatte, eingenickt, und ich blieb meinen Gedanken überlassen.

Gerald war ein Teil meines Lebens, war es immer gewesen. Er führte mich, spornte mich an und ermunterte mich, wenn ich schwankte oder zögerte. Er war der älteste und beste Freund meiner Mutter gewesen. Sie hatten sich kurz nach meiner Geburt kennengelernt, in dem Augenblick, wo sie ihren Antiquitätenladen in London eröffnete. Er hatte sie mit anderen Händlern bekannt gemacht und ihr eine Menge über Antiquitäten beigebracht; er hatte versucht, etwas Ordnung in ihre chaotische Geschäftsführung zu bringen und sie vor allzu übereilten Schritten zurückzuhalten – letzteres nicht immer mit Erfolg. Er hatte sich nachsichtig ihre verschiedenen Liebesaffären mit angesehen und war stets zur Stelle gewesen, wenn diese sich ihrem unvermeidlichen Ende zuneigten, um sie aufzuheitern und zu trösten. Er hatte ihr nie Vorwürfe gemacht und nie versucht, sie zu ändern. Sie war eine schöne, leidenschaftliche, lebhafte Frau gewesen in einer Welt, in der es zu viele langweilige und konventionelle Menschen gab. Und Gerald hatte das zu schätzen gewußt.

Ich liebte Gerald für alles, was er für meine Mutter getan hatte, und jetzt schien es fast, als ob ich an ihren Platz gerückt wäre, obwohl ich so ganz anders war. Als ich nach Zürich flog, hatte Gerald neben mir im Flugzeug gesessen, ohne mir jedoch übertriebene Hoffnungen zu machen, daß Vanessa noch am Leben war. Als ich die Leiche identifizierte, hatte er neben mir

gestanden. Er hatte nach Mexiko telefoniert, um meinen Vater zu informieren. Gerald war nicht wegzudenken aus Vanessas und meinem Leben.

Meine Arbeit bei Hardy verdankte ich natürlich auch teilweise Gerald. Ihm und meiner Mutter. Sie kam jede Woche zur Vorschau und gelegentlich zu den Auktionen, wenn irgend etwas sie besonders interessierte. Manchmal gelang es ihr, ein Stück weit unter dem Preis zu ersteigern, manchmal schnappte ein anderer Händler ihr etwas vor der Nase weg. Einige ihrer Käufe waren genial, einige geschickt, aber von Zeit zu Zeit ging das Temperament mit ihr durch, und dann kaufte sie etwas völlig Verrücktes. Diese extravagante Seite ihres Charakters war jedem bekannt und hat mir wahrscheinlich bei meinem ersten Interview mit den Direktoren von Hardy nicht sehr geholfen. Aber dafür besaß sie andere Eigenschaften, die mir zugute kamen; sie war hoch begabt und hatte ein gutes Auge. Zum Schluß stellten sie mich, glaub ich, an, weil sie hofften, daß ich Vanessas Begabung, aber nicht ihre Sprunghaftigkeit geerbt hätte. Außerdem war ich im richtigen Alter – achtzehn. In den Augen der Direktoren war es besser, zuwenig zu wissen als zuviel aus der falschen Quelle. «Wenn du hineinpaßt», hatte Gerald gesagt, «werden wir dir schon beibringen, was du brauchst. Du wirst verdammt viel arbeiten müssen, es sei denn, du versuchst dich zu drücken, aber dann fliegst du schon vor Ende deiner Probezeit hinaus. Wenn wir dich behalten und du Lust hast zu bleiben, versetzen wir dich nach einem Jahr vom Empfang in eine unserer Abteilungen. Ich glaube, du wirst bald verstehen, daß es sich lohnt, durchzuhalten. Übrigens, wenn wir sicher sind, daß du nicht abspringst, bekommst du natürlich auch mehr Geld.»

Die ersten Monate arbeitete ich am Empfang, wie alle, die bei Hardy vorwärtskommen wollten. Abgesehen von dem niedrigen Anfangsgehalt war es eine herrliche Zeit. Ich hatte viele Vorteile: meine amüsante, elegante Mutter, die mir lässig zuwinkte, während sie die große, breite Treppe zu den Auktionsräumen hochging und mit anderen Händlern sprach, fast immer mit Männern, wie ich bemerkte; dann Gerald, meinen Freund und Mentor, und nicht zu vergessen meinen Va-

ter. Es war ein weiterer Pluspunkt für mich, die Tochter von Jonathan Roswell zu sein, dessen Bilder bei den Auktionen recht gute Preise erzielten. Während meiner Zeit am Empfang lächelten mir viele Männer zu, was Vanessa zufrieden zur Kenntnis nahm; sie wäre schwer enttäuscht gewesen, wenn ihre Tochter keinen Erfolg gehabt hätte.

Nach einem Jahr kam irgend jemand zu dem Schluß, daß meine Talente am besten in der Porzellanabteilung genutzt werden könnten. Danach sah ich Vanessa seltener, weil ich mir eine eigene Wohnung nahm. Ich arbeitete, wurde älter, richtete mir mein eigenes Leben ein und wartete, daß etwas geschehen sollte – vielleicht wartete ich darauf, eine zweite Vanessa zu werden – oder vielleicht mich selbst zu finden. Aber keines von beiden trat ein. Bis zum Tag des Flugzeugabsturzes stand ich ausschließlich unter Vanessas, Gerald's und Hardy's Einfluß.

Der Regen war einem feuchten Dunst gewichen. Die Lastwagen wurden immer seltener. Ich genoß das Gefühl, einen starken Wagen zu fahren und fast allein auf der geraden, glatten Straße zu sein. Ich mußte nur aufpassen, die Hundert-Kilometer-Grenze nicht zu überschreiten. Gerald hatte es gerne, wenn man schnell und gleichmäßig fuhr, aber er wäre entsetzt gewesen, wenn ich einen Strafzettel für zu schnelles Fahren bekäme, er hätte es als peinlich empfunden. Seine Liebe zu großen, starken Wagen war sehr merkwürdig, besonders da er sich nach Kriegsende nie wieder freiwillig ans Steuer gesetzt hatte. Man konnte sich Gerald unmöglich in einer alten, ratternden Karre vorstellen. Er legte großen Wert auf Eleganz. In seiner Jugend hatte es eine Krise gegeben, von der ich natürlich nur vom Hörensagen wußte. Ich kannte das Porträt seiner Frau, die kinderlos gestorben war und dem schon recht wohlhabenden Gerald ein beträchtliches Vermögen hinterlassen hatte. Dieses private Einkommen zusammen mit dem Gehalt, das er bei Hardy bekam, erlaubten ihm, einen Lebensstil aufrechtzuerhalten, den sich nur die Reichsten leisten konnten. Einige von diesen Reichen besaßen unschätzbar wertvolle Sammlungen, und wenn der eine oder andere gelegentlich